

(Nachdruck verboten.)

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

59]

Während der letzten halben Stunde trat der endgültige Krach ein; die Niederlage verschlimmerte sich und riß die Menge in regellosem Galopp mit fort. Auf das äußerste Vertrauen und den blinden Glaubensdusel folgte die Reaktion der Furcht; alles stürzte herbei, um zu verkaufen, so lange es noch Zeit war. Ein Hagel von Verkaufsbordern sauste auf das Parkett herab, von allen Seiten regnete es Zettel; diese ungeheure Menge von Papier, die ohne jede Vorsicht fortgeworfen wurde, beschleumigte die Baisse und brachte einen regelrechten Zusammensturz hervor. Sprungweise sanken die Kurse auf eintausendfünfhundert, eintausendzweihundert und neunhundert. Käufer waren keine mehr da, das Schlachtfeld blieb verödet und mit Leichen bedeckt. Ueber dem düsteren Gewimmel der schwarzen Röcke ragend, sahen die drei Kommissare wie Standesbeamte aus, welche Todesfälle eintragen. Durch eine merkwürdige Wirkung des durch den Saal wehenden eisigen Hauches war jede Erregung erstarrt und jeder Lärm verstummt, gleichsam in dem Entsetzen über die gewaltige Katastrophe. Eine grauenhafte Stille trat ein, als nach dem Glockenzeichen des Börsenschlusses der letzte Kurs zu achthundertunddreißig Franc bekannt wurde. Eigensinnig prasselte der Regen immer auf das Glasdach herab, welches nur noch eine unbestimmte Dämmerung durchließ. Unter den tropfenden Schirmen und dem Hinundherstampfen der Menge war der Saal zur Kloake geworden, auf dem schmutzigen Boden, der einem vernachlässigten Pferdestall glich, lagen allerlei Papierschnitzel umher, während innerhalb der Umzäunung das bunte Beschlamm der Auftragszettel auffiel: grüne, rote, blaue waren mit vollen Händen und in solcher Menge hineingeworfen worden, daß das weite Becken überlief.

Mazaud war zugleich mit Jacoby und Delaroque nach dem Matlerzimmer hingegangen. Er trat an den Schenkisch, trank ein Glas Bier für seinen glühenden Durst und ließ seine Augen rings um das ungeheure Gemach schweifen, um dessen langen Tisch in der Mitte die sechzig Stühle der Matler aufgestellt waren, mit der Garderobe, den Tapeten aus rotem Sammet, dem ganzen unfeinen und verschoffenen Luxus, der dem Raum eine Ähnlichkeit mit einem großen Wartesaal erster Klasse gab; er sah sich mit dem Erstaunen eines Mannes um, welcher den Saal nie recht gesehen hatte. Als er dann aufbrach, drückte er sprachlos Jacoby und Delaroque die Hand; bei diesem gewohnten Händedruck erbleichten alle drei, ohne daß in ihrem alltäglichen, korrekten Aussehen das geringste auffiel. Flory sollte seinen Chef an der Thüre erwarten. Mazaud sah ihn daselbst bei Gustave stehen, der vor einer Woche endgültig ausgetreten und heute als bloßer Neugieriger gekommen war; immerfort lebte er in Saus und Braus weiter, ohne sich darum zu kümmern, ob der Vater morgen noch seine Schulden zahlen könnte. Flory dagegen war erdsahl; mit kurzem, nervösem Lachen bemühte er sich, eine Unterhaltung aufrecht zu erhalten, niedergeschmettert durch den toben erlittenen, entsetzlichen Verlust von etwa hunderttausend Franc; denn er wußte nicht, woher er den ersten Pfennig dazu nehmen sollte. Mazaud und sein Gehilfe verschwanden bald in dem dichten Regen.

In dem Saale aber umwehte die Panik vor allem Saccards Haupt; hier hatte der Krieg die größten Vermüstungen angerichtet. Im ersten Augenblick hatte er, der Gefahr mutig entgegenschauend, die Niederlage nicht recht begriffen. Was bedeutete denn dieses Gesummen? Das waren doch Daigremonts Truppen, die jetzt anrückten? Als er hierauf den Sturz der Kurse hörte, ohne sich noch die Ursache desselben zu erklären, da hatte er die ganze Kraft zusammengenommen, um aufrecht zu sterben. Eine eisige Kälte stieg vom Boden zu seinem Kopfe herauf, ihm kam die Empfindung der unwiederbringlichen und unheilbaren Niederlage. Die gemeine Trauer um das Geld und der Zorn um die verlorenen Genüsse trugen zu seinem Schmerz nichts bei; nur seine Erniedrigung als Besiegter thaten ihm wehe, nur der glänzende und endgültige Sieg Wundermanns, der wieder einmal die Allmacht dieses

Goldkönigs bestätigte. In diesem Augenblick war er fürwahr herrlich anzusehen; seine ganze schwächliche Persönlichkeit trotzte dem Schicksal, in seinen Augen war kein Blinzeln, sein Gesicht blieb störrisch, er kämpfte allein gegen die Sturmflut der Verzweiflung und des Zornes an, deren ungestümes Steigen er schon fühlte. Im ganzen Saale brodelte es, alle Wellen liefen auf seinen Pfeiler zu, Häute ballten sich, Zungen lallten böse Worte; auf seinen Lippen aber schwebte noch ein unbewußtes Lächeln, welches man für eine Herausforderung halten konnte.

Zuerst nahm er inmitten eines unklaren Dunstes den todesblaffen Maugendre wahr, den der Hauptmann Chave am Arme fortführte, indem er seine Voraussagung immerfort mit der Grausamkeit eines kleinen Spielers wiederholte, der sich darüber freut, daß die großen Spekulanten Hals und Weine brechen. Dann sah er Sédilles verzerrtes Gesicht; mit dem wahnwitzigen Blick eines vor dem Bankrott stehenden Kaufmanns kam Sédille auf ihn zu und drückte ihm zitternd die Hand, wie um in seiner Gutmütigkeit zu zeigen, daß er ihm nicht grollte. Schon beim ersten Krach war der Marquis de Bohain abseits getreten und zu dem siegreichen Heer der Baisse übergegangen; er erzählte Kolb, der ebenfalls sich vorsichtig beiseite hielt, welche bedenklichen Zweifel dieser Saccard seit der letzten Generalversammlung ihm einflößte. Fassungslos war Nantrou wieder verschwunden, um der Baronin Sandorff den letzten Kurs zu melden. Sicherlich würde diese in ihrem Wagen eine Ohnmacht bekommen, wie es in den Tagen bedeutenden Verlustes vorkam. Dann sah er Salmon, der immer noch stumm und rätselhaft blieb, diesem gegenüber den Baissier Moser und den Haussier Pillerault; der letztere war trotz seines ungeheuren Verlustes stolz und übermütig, der andre verdarb sich trotz des gewonnenen Vermögens den Sieg mit seiner unbestimmten Angst für die Zukunft.

„Sie werden sehen, daß wir im Frühjahr mit Deutschland Krieg haben werden. Alles mit einander ist faul, und Bismarck lauert uns auf.“

„Lassen Sie uns doch in Ruhe; heute war es wieder unrecht von mir, daß ich mich zu lange besann... Was schadet's? Ich muß eben von vorne anfangen, alles wird schon gut gehen!“

So weit hatte Saccards Kraft nicht nachgelassen. Da vernahm er hinter seinem Rücken den Namen Fabeur, jenes Renteneinnehmers aus Vendôme, mit dem er für eine große Skundschaft winzig kleiner Aktionäre in Verkehr stand; erst dieser vermochte bei ihm ein unbehagliches Gefühl herbeizurufen, da ihm jetzt die gewaltige Masse der Kleinen, der jämmerlichen Kapitalisten einfiel, die unter den Trümmern der Univerfelle zermalmt würden. Mit einmal trieb der Anblick des totenblaffen und verzerrten Gesichts Dejoies dieses Unbehagen auf die höchste Spitze, indem der Ruin aller Niedrigen und Bejammernswerten in der Person dieses ihm bekannten armen Mannes vor ihm aufstieg. Zugleich standen auch die blaffen und verzweiflungsvollen Gesichter der Gräfin Beauwilliers und ihrer Tochter vor ihm und blickten ihn aus thränenenerfüllten Augen verstört an.

Und in eben diesem Augenblick bekam Saccard, dieser hartgefottene Bandit mit dem durch zwanzigjährige Räubereien gepanzerten Herzen, Saccard, der stolz darauf war, daß seine Weine noch nie gewankt hatten und er sich noch nie auf jene Bank neben dem Pfeiler zu setzen brauchte, — jetzt bekam Saccard eine Umwandlung von Schwäche und mußte eine Weile sich auf diese Bank niederlassen. Der Menschenschwarm wogte immer noch hin und her und drohte ihn zu ersticken. Er schaute aufwärts, wie um Luft zu schöpfen, und fuhr sofort mit einem Ruck empor, als er droben an der Telegraphengalerie die Méhain erkannte, die, über den Saal herabgebeugt, mit ihrer ungeheuren, fetten Persönlichkeit das Schlachtfeld beherrschte. Neben ihr, auf der steinernen Brüstung, lag die alte Ledertasche. Ehe sie die entwerteten Aktien hineinpresse durfte, lauerte sie auf die Toten, wie ein gefräßiger Rabe, der den Heerscharen der Finanz bis zum Tage des Gemetels nachzieht.

Als bald verließ Saccard mit fester gewordenem Schritt den Saal. Alles in ihm war öde und leer, trotzdem schritt er vermöge einer ungewöhnlichen Anstrengung seiner Willenskraft aufrecht und sicher von dannen. Nur waren seine Sinne gleichsam abgestumpft: er fühlte den Boden nicht mehr unter seinen Füßen und meinte, er laufe auf einem dicken Wollteppich. Ebenso lag vor seinen Augen ein dichter Nebelschleier und tönte

in seinen Ohren ein lautes Brausen. Als er unter die Säulen hinaustrat und die breiten Stufen hinabstieg, konnte er die Menschen nicht mehr unterscheiden. Sie kamen ihm vor wie schwebende Gespenster, wie unbestimmte Gestalten mit fernher schallenden Tönen. Hatte er nicht Busch's breites, fragenhaftes Gesicht vorbeiziehen sehen? War er nicht einen Augenblick stehen geblieben, um mit dem hocherfreuten Nathansohn zu sprechen, dessen Stimme wie aus weiter Ferne herklang? Schritten nicht Massias und Sabatani durch die allgemeine Bestürzung hindurch neben ihm? Dann sah er sich wieder mitten in einer zahlreichen Gruppe, vielleicht wieder mit Sédille und Maudgandre, mit allerlei verschwimmenden und sich verwandelnden Gesichtern. Während er nun im Begriff war, sich zu entfernen und in dem Regen, in dem flüssigen Rotmeer zu verschwinden, von welchem Paris überschwenmt war, wiederholte er mit schriller Stimme zu dieser ganzen gespensterhaften Umgebung, um seinen letzten Ruhm darein zu setzen, seine völlige Unbefangenheit zu zeigen:

„O, wie ärgert mich dieser in meinem Hofe stehen gebliebene und erfrorene Kamelienstock!“

XI.

In ihrem Entsetzen sandte Frau Karoline am gleichen Abend ein Telegramm an ihren Bruder, der noch für eine Woche in Rom war, und drei Tage später traf Hamelin in Paris ein, um die Gefahr abzuwehren.

Die Auseinandersetzung zwischen Saccard und dem Ingenieur fiel scharf aus. Sie fand im gleichen Zeichnungssaal statt, wo einstmal die Gründung mit so großer Begeisterung besprochen und beschlossen worden war. Innerhalb jener drei Tage hatte der Krach an der Börse einen schrecken-erregenden Umfang angenommen; die Aktien der Universelle waren Schlag auf Schlag bis auf vierhundertunddreißig Frank, also unter Pari, gefallen, der Absturz dauerte fort, das Gebäude krachte in allen Fugen und bröckelte von Stunde zu Stunde mehr und mehr ab.

Als schweigende Zuhörerin wohnte Frau Karoline der Unterredung bei und vernahm jegliche Einnischung. Sie war von Gewissensbissen erfüllt und klagte sich der Mitschuld an, weil sie, nachdem sie sich Wachsamkeit vorgenommen, alles ruhig mit angesehen hatte. Hätte sie nicht, anstatt einfach ihre Stücke zu veräußern, um der Hausse Einhalt zu thun, einen andern Ausweg suchen, die Leute warnen und selbst thätig eingreifen sollen? Ihr Herz blutete, da sie ihren vergötterten Bruder so bloßgestellt, seine großartigen Arbeiten gefährdet, das ganze Werk seines Lebens abermals in Frage gezogen sah; sie litt um so empfindlicher, als sie nicht mehr die geübte Unbefangenheit in sich fühlte, um über Saccard zu richten: sie hatte ihn ja geliebt und gehörte ihm durch jenes heimliche Band an, dessen Schmach ihr jetzt drückender vorkam. So zwischen beide Männer gestellt, wurde sie von inneren Kämpfen hin und her gerissen. Am Abend der Katastrophe hatte sie zwar in einer edlen Aufwallung von Freimut Saccard gegenüber die in ihrem Herzen lange aufgehäuften Vorwürfe und Befürchtungen ausgeschüttet. Wenn sie ihn aber immer noch zähe und unbefiegt lächelnd vor sich stehen sah, wenn sie an die Kraft dachte, die er aufwenden mußte, um aufrecht zu bleiben, dann mußte sie sich sagen, sie habe nicht das Recht, dem schon zu Boden Liegenden den letzten Stoß zu versetzen, nachdem sie sich gegen ihn schwach gezeigt hatte. So zog sie sich in schünes Stillschweigen zurück, legte nur eine tadelnde Haltung an den Tag und wollte lediglich eine stumme Zeugin sein.

Hamelin dagegen geriet diesmal außer sich, er, der sonst so verjöhlich und gegen alles außerhalb seiner Arbeiten liegende so gleichgültig war. Mit größter Heftigkeit zog er gegen das Hazardspiel zu Felde: die Universelle erliege der Spielwut, einem Anfall völligen Wahnsinns. Zwar gehörte er nicht zu denen, welche behaupteten, ein Bankhaus dürfe, wie etwa eine Eisenbahngesellschaft, die eignen Aktien zurückweihen lassen: die Eisenbahngesellschaft hat ja ihre Einnahmen und ihr ungeheures Material, während das eigentliche Material einer Bank in ihrem Kredit besteht und sie dem Todeskampf entgegenschreitet, sobald der Kredit wankt. Hier aber lag die Frage des Maßhaltens vor. War es auch notwendig und sogar durch die Vorsicht geboten, den Kurs von zweitausend Frank zu stützen, so wurde es unsinnig und geradezu verbrederisch, ihn bis zu dreitausend und höher treiben zu wollen. Sogleich bei seiner Ankunft hatte Hamelin die volle Wahrheit verlangt. Jetzt konnte man ihn nicht mehr belügen und ihm — wie er es bei der letzten Versammlung ge-

schehen ließ — vorspiegeln, daß die Gesellschaft keine einzige ihrer Aktien besaß. Die Bücher waren da, und ohne Mühe durchschaute er den ganzen Schwindel. Betreffs des Conto Sabatani wußte er zum Beispiel, daß dasselbe nur zum Schein da war, um die eignen Operationen der Gesellschaft zu decken; Monat für Monat konnte er zwei Jahrgänge hindurch hier das wachsende Spekulationsfieber Saccard's verfolgen, der zuerst schüchtern und ganz vorsichtig kaufte, dann zu immer bedeutenderen Ankäufen getrieben wurde, bis er zu der ungeheuren Zahl von siebenundzwanzigtausend Aktien gelangte, die nahezu achthundvierzig Millionen gekostet hatten. War das nicht verrückt, eine schamlose, eine den Hohn auf die Spitze treibende Verrücktheit, wenn man einen derartigen Vertrag hinter den Namen eines Sabatani setzte? Und dieser Sabatani war nicht der einzige; es waren noch andre Strohmänner vorhanden, Beamte der Bank und sogar Aufsichtsräte, deren Käufe per Kassa, auf das Reportconto genommen, über zwanzigtausend Aktien mit einer Summe von ebenfalls achthundvierzig Millionen betrogen. Dies waren aber erst die Kassakäufe. Dazu kamen noch die innerhalb der letzten Januarliquidation abgeschlossenen Zeitgeschäfte mit über zwanzigtausend Aktien für siebenundsiebzig Millionen, welche die Universelle abzunehmen hatte, ganz abgesehen von zehntausend weiteren Stücken an der Lyoner Börse, — wieder vierundzwanzig Millionen. Stellte man danach alles zusammen, so ergab sich, daß die Gesellschaft fast ein Viertel der von ihr ausgegebenen Aktien in Händen hielt, und für diese Stücke die graueneregende Summe von zweihundert Millionen gezahlt hatte. Das war der Abgrund, welcher sie nunmehr verschlang.

Thänen des Schmerzes und des Jornes stiegen in Hamelins Augen auf. Er hatte gerade jetzt in Rom den Grund zu seiner großen katholischen Bank aufs glücklichste gelegt — zum „Schatz des heiligen Grabes“, welches in den bevorstehenden Tagen der Verfolgung gestatten sollte, den Papst wie einen König in Jerusalem einzusetzen, inmitten der jagenumwobenen Herrlichkeit der heiligen Orte. Diese Bank hatte die Bestimmung, das neue palästinische Reich gegen alle politischen Schwankungen sicher zu stellen, indem sie, mit den Hilfsquellen des Landes als Bürgschaft, das Budget desselben auf einer ganzen Reihe von Emissionen basierte, um deren Titres die gesamte Christenheit sich reißen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

bl. Wenn die Rosen blühen. Ganz weit draußen am äußersten Ende der öden Vorortstraße lag das Krankenhaus. Sie hatten es dahin gebaut, weil der Grund und Boden hier noch billig und die Luft angeblich reiner war. Das war sie allerdings. Es fand sich kein Fabrikqualm, freilich auch nicht der lebenspendende Hauch grüner Wälder. Um das Krankenhaus herum lagen Kohlenplätze, Bahndämme und Lagerstätten; was da herüberwehte war Staub und nochmals Staub.

Hinter dem Krankenhaus zog sich der Garten hin: grüne Rasenbeete, ein paar Bäumchen, ein paar blühende Fliederbüsche, alles frisch und maiengrün, doch aber eigentlich kläglich in seiner Neuheit und seinem spärlichen Wachstum.

Das schien auch die junge Dame zu empfinden, die oben auf der Veranda in einem bequemen Korbfessel lag. Sie trug ein elegantes Negligé, und die Decke, die über ihren Knien hing, war von feinsten Wolle. Auf dem Tischchen neben ihr lag ein Stoß Bücher, es stand auch ein Fliederstrauch darauf, ein geleertes Weinglas und ein Teller mit Bratenbrötchen. Alles sehr einladend. Die junge Dame achtete aber nicht darauf; gelangweilt sah sie in das flimmernde Sonnenlicht hinaus.

„Keinen Appetit, gnädiges Fräulein?“ fragte die Pflegerin, die aus dem Hause auf die Veranda trat.

„Danke! Ich hab' Wein getrunken und eine Schnitte genommen. Das genügt. Nein, ich will nichts!“ Sie schob den Teller, den ihr die andre hinhielt, eigenständig-hochmütig zurück.

„Na, der Appetit kommt noch. Sie müssen sich pflegen.“ Die Pflegerin lächelte gutmütig. „Benichtigens haben wir Sie so weit heraus, daß Sie im Garten sitzen können.“

„Wenn nur ein Garten da wäre,“ sagte die Kranke ironisch. „Oder soll das da ein Garten sein?“ Sie machte eine verächtliche Handbewegung über das Bild zu ihren Füßen.

„Es muß noch alles heranwachsen,“ entschuldigte die Pflegerin.

„Und dann wird es auch noch kein Garten,“ spottete die junge Dame verächtlich. „In unsrer Villa in Wannsee, da haben wir einen Garten. Born fließt er an den See und hinten an den Wald. Und Blumen haben wir drin . . . ich sage Ihnen . . . Na, Gott sei Dank, in zwei Wochen bin ich da.“

„Ja, das sind Sie,“ sagte die Pflegerin. „Der Professor ver-  
spricht es für ganz gewiß. Auch ein Wunder nach der Operation.“  
„Und dann drei Wochen in Wannsee zur Erholung . . . und  
wenn die Rosen blühen, nach Sahnitz. Da sind Gärten,“ lachte  
das Fräulein.

„Die haben wir allerdings nicht,“ meinte die Pflegerin. Sie  
hatte das Frühstücksgeschirr zusammengeraumt. Nun trat sie an  
die Treppe, die zum Garten hinabführte und rief mit heller Stimme:  
„Lieschen!“

Im äußersten Winkel, direkt am Bahndamm, stand eine spär-  
liche Laube; drei Frauen sahen darin, Patienten zweiter Klasse, in  
hellen, blaugrauen Anstaltskitteln; die jüngste sprang auf, als der  
Ruf erklang, und eilte leichtfüßig auf die Veranda zu. Sie war  
etwa zwanzig Jahr und trug den linken Arm in der Binde.

„Da . . .“ sagte die Pflegerin und reichte ihr die Braten-  
brötchen. „Die können Sie sich mit Margarete und der Richter  
teilen.“

„Braten! Au, fein!“ Lieschen nahm das Gebotene wie einen  
Schatz; sorgfältig balancierend trug sie den Teller nach der Laube  
zurück: „Das schickt Schwester Jenny, für jeden eins.“

In dem abgemagerten Gesicht des andren jungen Mädchens  
leuchtete es auf. Sie griff begierig nach der einen Schnitte. Die  
ältere Frau sagte höhnisch: „De Inädje hat wohl wieder was  
übrig lassen? Sonst jieb's doch so was Jutes nich für uns.“

„Es ist Braten,“ sagte Lieschen und hieb mit dem Appetit der  
Jugend in ihr Brötchen ein.

„Uebrig lassen,“ wiederholte die Frau und ihre Stimme  
zitterte: „Wenn die erster Jüte was übrig lassen, kriegen wir was,  
sonst is de Zwiebelwurscht für uns jrade jut genug.“

„Daran muß man nicht denken,“ sagte Margarete mit einem  
erzwungenen Lachen.

„Wenn man hier überhaupt an alles denken wollte,“ meinte  
Lieschen.

„Ja, wenn man das wollte!“ höhnte die Frau, nich wahr?  
Wir dürfen unsre Verwandten nur zweimal sehen in der Woche;  
bei die aus de erste Klasse können se alle Tage kommen. Die  
nennen se jnädiges Fräulein, wir sind de Richtern und Lieschen  
und Jrete. Die essen von'n Teller mit Messer und Zabel, wir  
kriegen 'n Köffel und 'n Rapp; die können ihre Kleider tragen,  
wir kriegen de blauen Kittel, als säß man in Numero Sicher.“

„Ja, für die is alles Jute,“ nickte Margarete.

„Und für uns was se übrig lassen,“ spottete die Frau. „Nee,  
ich will nich, essen Sie man.“

Sie schob das dritte Brötchen, das für sie bestimmt war, den  
beiden andren hin. Es griff aber niemand zu. Ein Schatten lag  
auf den Mädchengesichtern. Er hielt aber nicht lange vor. Als  
könnte sie damit alles Bedrückende bannen, rief Lieschen mit einem  
hellen Lachen:

„Aber den Garten haben wir wie die.“

„Ja, den Garten haben wir.“

„Det is noch's einzigste,“ nickte die Frau und ihre müden  
Augen glitten mit einem Aufschrecken über das maienfrische Grün.  
„Der Garten, der könnt' mir's fast lieb machen, det ich ins Kranken-  
haus jekommen bin. Kinder, fußig Jahre bin ich alt geworden, aber  
jo'n paar Wochen in'n Garten sitzen, det hab' ich noch nie jekommt.“

„Ich hab' zu meine Mutter auch schon gesagt: 's is hier de reine  
Somme:wohnung,“ nickte Margarete mit einem Lachen.

„Und nächstens werden die Rosen blühen,“ jubelte Lieschen und  
wies auf ein paar kümmerliche Rosenstöcke. „Sie haben Knospen,  
sehen Sie mal.“

„Dann bin ich nicht mehr hier,“ sagte Margarete beinahe  
traurig. „Mir hat die Schwester heut schon gesagt: ich wäre ge-  
sund genug, ich müßte raus. Ein kurzer Husten schnitt ihr die  
Rede ab.“

„Nieh wollen se auch nich mehr behalten,“ fiel Lieschen ein.  
Sie streifte die Rosen mit einem traurigen Blick: „Wenn die  
blühen, sib' ich schon wieder in meine Schlafstelle und kann sehen,  
wo ich was verdiene mit meine franke Hand.“

„Und ich steh' ans Waschfaß,“ sagte die Richter hart.

Allein Margarete rief hastig: „Ach nein, Frau Richter, das  
können Se doch nich; wo Se erst operiert worden sind, können Se  
doch diesen Sommer nich mehr waschen.“

„Kann ich nich?“ fragte die Frau mit dem alten Hohn in der  
Stimme. „Werd' ich wohl müssen! Wir sind ja bloß zweeter Klasse,  
Jrete, wir sind ja keene Inädigen; bei die sagt der Doktor, se  
müssen sich pflegen, bei uns heeß't: arbeete, wenn de wieder auf-  
recht sitzen kannst, biste gesund genug.“ —

— Eine kurose Heilmethode. In der letzten Sitzung der Gesell-  
schaft der Aerzte in Wien sprach Dr. Perc aus Marburg über die  
„Beziehungen des Bienenstiches zum Rheumatismus“. Die „Neue  
Freie Presse“ berichtet über den Vortrag: Der Bienenstich soll ein  
Vollsmittel gegen den Rheumatismus sein; seine Verwendung ist —  
wie der Vortragende bedauernd hervorhob — in der wissenschaft-  
lichen Medizin nicht üblich. Dr. Perc will den Bienenstich als  
Heilmittel in etwa 500 Fällen mit gutem Erfolge erprobt haben  
und betrachtet ihn als spezifisches Gegenmittel gegen den  
echten Rheumatismus. Wenn die Biene einen gefundenen  
Mensch sticht, so entsteht eine Quaddel und eine schmerzhaft  
Anschwellung; es können auch Kopfschmerz und Ohnmacht hinzut-  
reten. Wird der Mensch wiederholt von Bienen gestochen, so ge-

wöhnt sich sein Organismus allmählich an das Gift, so daß schließlich  
zwar noch eine Quaddel auftritt, aber die Schwellung ausbleibt:  
Der Mensch ist gegen das Bienenstichgift immunisiert. Wenn nun ein an  
Gelenkrheumatismus Erkrankter von einer Biene gestochen wird, so  
tritt angeblich keine Schwellung auf, sondern diese stellt sich erst nach  
mehreren Stichen ein; dabei verschwindet aber der quälende Schmerz  
in erkrankten, mehrfach gestochenen Gelenk. Auf diese Erfahrung  
baut der Vortragende eine jedenfalls sehr originelle Heilungs-  
methode des Rheumatismus auf. Er läßt den Kranken von  
Bienen, anfangs von wenigen, dann langsam steigend von  
vielen, an den Armen und Beinen in der Nähe der erkrankten Ge-  
lenke stechen, wobei er bis zu siebzig Bienenstichen in einer „Sitzung“  
gelangt. So wurden einer kranken Frau im Verlaufe der Bienen-  
kur 8592 Stiche beigebracht. (Bewegung im Auditorium.) Die Kur  
soll mehrermale wiederholt werden, bis der Organismus dauernd  
gegen Bienenstichgift immunisiert ist; derselbe Organismus soll nach  
Angaben des Vortragenden dann auch gegen Gelenkrheumatismus  
immunisiert sein. Dr. Perc empfiehlt die Bienenkur auch gegen  
Muskelrheumatismus und gegen Kopfschmerz. An diesen Vortrag  
schloß sich keine Debatte an; die Zuhörer beobachteten auch, wie sich  
der Arzt von Bienen stechen ließ und thatsächlich an den Stichstellen  
keine Anschwellung bekam. —

**Geschichtliches.**

ad. Berliner Spigelkum zur Zeit des alten  
Fritz. Die ehrenwerte Gilde der Spigel zählt unter ihren Berufs-  
angehörigen Gestalten, die dichterischer Verehrung wohl würdig  
wären. Das Berliner Spigelkum der Gegenwart hat Exemplare  
aufzuweisen, die vermöge ihrer urförmigen Hergänge zu klassischen  
Luftspielfiguren geeignet wären. Diese „dunen Teuffel“, um einen  
Lieblingsausdruck des alten Fritz zu gebrauchen, könnten sicher zu  
mindestens ebenso wirksamen Bühnenhelden werden, wie jener  
Leffingsche Wirt des fridericianischen Berlin, der im Ver-  
gleich zu dem ein oder andren spionierenden Kubitsef  
von heute als ein Ausbund von Verschämtheit erscheint: als ein  
„Kerl von Kop“, wie der alte Fritz sagen würde. Daß der Wirt  
in „Rinna von Barnhelm“ ein Spigel ist, kommt freilich den  
Meisten, die Leffings Stück heute lesen oder sehen, gar nicht zum  
Bewußtsein. Wer nicht einigermassen mit den Idealzeiten des großen  
Königs vertraut ist, denkt, der Wirt spioniert aus purer Neugierde,  
suche bloß zu seinem Privatvergnügen die Kammerjungfer aus-  
zuforschen. So harmlos ist die Sache aber nicht. Der Wirt will „die  
Geheimnisse eines Frauenzimmers“ für die heilige Hermendad er-  
kunden; denn die Polizei will alles, alles wissen; und besonders  
die „Geheimnisse“. Als Werkzeug dazu aber dienten in erster Linie die  
Wirte, Traiteurs und Gasthofpächter in Berlin und den übrigen  
größeren Städten Preußens. Der König zahlte ihnen den ganzen  
oder halben Mietzins. Die Gegenleistung bestand in Bespielung  
ihrer Gäste. Sie sollten täglich über alle Gespräche und Zusammen-  
künfte in ihren Räumen an die Polizei berichten. Von verdächtigen  
Persönlichkeiten hatten sie möglichst auch „einen verlässlichen Pro-  
thotoll-Auszug“ der „bey sich habenden Briefschaften“ der Polizei  
einzureichen. Durch den Hinblick auf dies heilige Hilfsmittel der  
fridericianischen Regierungskunst wird die Gestalt des Wirtes im  
Leffingschen Lustspiel „erst recht pilant, und man sieht, wie  
recht die byzantinischen Litterarhistoriker haben, das Stück als eine  
Verherrlichung des Helldenkens zu behandeln. Die Wirte waren  
übrigens nicht die einzigen Spigel Friedrichs, die sich mit der Brief-  
schmüßerei beschäftigten. Diese ehrenwerte Specialität des Spigel-  
handwerks wurde vor allem auf der Post betrieben, die seit 1766  
längere Zeit ganz mit Franzosen besetzt war. Ueber einen Haupt-  
zweig von deren Thätigkeit sagt ein in Postalischem hervorragender  
fachverständiger Autor, kein anderer als Stephan, in seiner „Geschichte  
der preussischen Post“: „Die Postregie organisierte ein förmliches  
Spionier- und Denunziantencorps“. Das war bekanntlich bloß  
ein kleines Vorspiel zu dem Großbetrieb im Brieferebrechen,  
den ein halbes Jahrhundert später der bekannte Eisenbahnhasser  
Magler ins Leben rief. In diesen Zeiten der heiligen Alliance be-  
trieben die preussischen Staatsweisen auch noch mit Eifer jene andre  
Spigelmethode der Zeit des alten Fritz: die Vermutung der Gast-  
häuser zu geheimen Polizeizwecken. Nur waren es nicht mehr die  
Inhaber, sondern die Hausknechte, die im Dienst und Sold  
der Behörden standen. Ein englischer Gewährsmann, der Berlin  
im Jahre 1818 besuchte, Thomas Hodgskin, erzählt ein  
erbauliches Hissdörchen davon, wie er sich schließlich ge-  
nötigt sah, den spionierenden Hausknecht zur Thür hinaus-  
zuschmeißen, und klagt die Verderblichkeit einer Politik  
an, die alle persönlichen Beziehungen, das ganze Privatleben ver-  
giftete, die Sittlichkeit eines Volkes ruinierte, um den Herrschenden ein  
bloß eingebildetes Gefühl der Sicherheit zu verleihen. Die dritte  
und verhassteste Art der Spigelei dagegen, wie der alte Fritz sie  
hatte betreiben lassen, war mit dem Einsiedler von Sanssouci zu  
Grabe getragen worden. Es ist die sogenannte Kaffeeschmüßerei.  
Der Kattenkönig von drückenden indirekten Steuern, die auf der  
hauptstädtischen Bevölkerung lasteten und von den französischen  
Regiebeamten aufs unbarmerzigste eingetrieben wurden, hatte  
Schmuggel und Steuerhinterziehung in größtem Maße groß-  
gezogen. Dem sollte nun wieder von seiten der Behörden aus-  
gedehnte Spionage entgegenwirken. Dieser Sorte Spigelei hat ihre  
unpopulärste Spielart den Namen gegeben. Der Kaffee war Staats-  
monopol und daher unerlässlich teuer. Die Kaffeelecher oder  
Kaffeeschmüßler nun liefen überall umher, um zu konstatieren, ob

irgendwo dem Verbot zuwider außerhalb der amtlichen Verkaufsstellen Kaffee gebrannt werde. Darauf standen drei Jahre Karrenschleichen. Als „Kaffeeschmüßler“ wurden vorzugsweise Invaliden verwandt. Sie erhielten ein Fixum von monatlich sechs Thaler „Traktament“, außerdem Spürbelohnungen. Unglaubliche Zustände bildeten sich so heraus. Jeder mußte sich gefallen lassen, daß, wenn es einem insolenten Franzosen gefiel, bei Tage oder Nacht Zoll- oder Accisebeamten in sein Haus eindringen, Zimmer, Gemölde, Keller, Kisten und Schränke, wie bei Dieben untersuchen.“ Daß über den Vater dieses famosen Spitzelsystems „seine eignen Lumpenhunde“ schimpften, erschien Goethe bei einem Besuch in Berlin noch verwunderlich. Wenn ihm selber vom Hotelier die „bey sich habenden Briefschaften“ durchgemaust, von irgend einem ebenbürtigen Landsmann Niccauts de la Marlinière das Gepäck durchgeschmüßelt worden wäre, hätte er vielleicht anders gedacht und gleich Lessing in Preußen das „illabivichste Land von Europa“ erblickt. Bindelmann wollte „lieber ein beschnittener Türke, als ein Preuße“ sein; er schreibt im Jahre 1763: „Es schaudert mich die Haut vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und den Schinder der Völker denke.“ Mit diesem Titel meint er den Spitzelzüchter Friedrich. Ausländer urteilen nicht anders; der englische Gesandte Sir Charles Hanbury Williams, zum Beispiel schreibt 1750 aus Berlin und denkt offenbar auch an das königliche Spionagesystem: „Der Zwang geht durch alle Stände, und Mißtrauen drückt sich auf jedem Gesicht aus. Ich denke, Hamlet sagt irgendwo: Dänemark ist ein Gefängnis; das ganze preußische Gebiet ist ein solches im buchstäblichen Sinne des Wortes.“ So süßame Gefängnisinsassen die Berliner aber auch dazumal waren, eins war ihnen doch nicht beizubringen: Achtung vor den Polizeispionen, die so unentbehrliche Hilfsmittel der alt-preußischen Gefängnisordnung darstellten. Das vermochten keine Zwangsmittel. Schon der Grobpatzer des alten Fritz hat es versucht, aber vergeblich. 1693 begründete Kurfürst Friedrich III. das Berliner Polizeidirektorium, wozu auch 15 Aufseher, alias Spitzel, gehörten. Wie sie vom Publikum eingeschätzt wurden, beweist eine Verfügung des Kurfürsten vom 14. Februar 1693, daß die Aufseher ihres Amtes wegen für keine unehrlichen Leute zu halten seien. Aber selbst Friedrich II. mit all seiner absoluten Macht hat es nicht durchsetzen können, daß die Berliner in seinen Spitzeln etwas andres erblickten, als die allerverächtlichsten Werkzeuge des Despotismus.

### Aus dem Tierleben.

ss. Die Einwirkung der Radiumstrahlen auf das tierische Leben. Schon vor einer Reihe von Monaten machten Becquerel und wohl ziemlich gleichzeitig verschiedene andre Forscher die Beobachtung, daß die Radiumstrahlen eine lebhaft und äußerst bedeutungsvolle Wirkung auf die menschliche Haut ausüben. Auch der Entdecker des Radium selbst, der Pariser Physiker Curie, machte eine derartige Erfahrung, die ihn eine sehr schwer und langsam heilende Wunde auf dem Arm eintrug. Nach diesen Wahrnehmungen lag es nahe, den Einfluß der Radiumstrahlen auf das tierische Leben überhaupt zu untersuchen, was neuerdings Georges Bohn ausgeführt hat. Die Wirkungen der in so vielen Beziehungen merkwürdigen und rätselhaften Strahlen waren auch nach dieser Richtung hin auffallend. Schon aus den Beobachtungen am menschlichen Körper selbst ging hervor, daß die Radiumstrahlen den Tod der Zelle herbeiführen und bei hinreichend langer Wirkung auch dazu imstande wären, überhaupt den Tod eines menschlichen Wesens zu veranlassen. Curie selbst hat gesagt, daß er unter keinen Umständen ein Zimmer betreten möchte, in dem ein Kilogramm Radium sich befände, dem man müßte gewärtig sein, dadurch fast auf der Stelle sein Augenlicht zu verlieren und so schwere Brandwunden am ganzen Leib davon zu tragen, daß das Leben bedroht wäre. Glücklicherweise, muß man da wohl sagen, ist das Radium so äußerst selten, daß schon die geringe Menge von einem Gramm je nach dem Grad der Reinheit mit 20 bis fast 100 M. bezahlt wird. Die Gefahr ist also nicht groß, daß jemand wider seinen Willen mit Radium in Berührung kommen könnte. Dr. Bohn hat nun ermitteln wollen, welchen Einfluß die Radiumstrahlen auf Lebewesen haben, wenn diese ihnen nur kürzere Zeit überlassen bleiben. Er wählte als Gegenstand der Untersuchung zunächst Frösche und Kröten in verschiedenen Stadien der Entwicklung. Unter andrem nahm er 80 Larven der gewöhnlichen Kröte und einer Froschart und setzte sie für die Dauer von 3 bis 6 Stunden in ein kleines Becken, auf dessen spärlichem Wasserinhalt ein kleines Röhrchen mit einigen Hundertstel Gramm einer Bromberbindung des Radium schwamm. Der Forscher verglich dann die weitere Entwicklung dieser Larven mit derjenigen anderer, die in keine Berührung mit den Radiumstrahlen gebracht waren. Es ließ sich bei jenen eine Verlangsamung des Wachstums deutlich erkennen, die nur vom Einfluß der Radiumstrahlen herrühren konnte. Von 38 Froschlärven im Alter von 1—8 Tagen, die übrigens ein schnelleres Wachstum zu haben pflegen als die Krötenlarven, starben neun unter den Radiumstrahlen fast sofort. Bei den ältesten, achttägigen Larven bewirkte das Radium die alsbaldige Vernichtung der äußeren Kiemen, einen Stillstand der Entwicklung des Kiemenbeckens und eine Faltung der Haut in den benachbarten Teilen, so daß durchweg mißgebildete Kaulquappen aus diesen Larven hervorgingen. Bei den jüngeren hatte das Radium eine weniger schnelle Wirkung, immerhin genügte sie gleichfalls, die Entwicklung

zu normalen Kaulquappen zu verhindern. Namentlich beeinträchtigen die Radiumstrahlen die Entwicklung des Schwanzes. Bohn zieht aus seinen Beobachtungen einige bemerkenswerte Schlüsse. Wenn sich das betreffende Tier in langsamer Entwicklung befindet, so bewirken die Radiumstrahlen eine Verminderung der Größe, geht das Wachstum schnell vor sich und ist es von Umwandlungen begleitet, so zerstören die Strahlen entweder die Gewebe vollkommen oder verlangsamen ihr Wachstum, können letzteres jedoch zuweilen noch beschleunigen. Es genügt, daß die Radiumstrahlen den Körper eines Tieres während einiger Stunden durchdringen, um in den Geweben neue Eigenschaften hervorzurufen, die lange Zeit verborgen bleiben können, bis sie sich in der späteren Entwicklung plötzlich durch eigenartige Erscheinungen äußern. Die letztere Thatsache erinnert an den Einfluß farbigen Lichts auf eine Raupe, der sich darin zeigt, daß die Puppe später die entsprechende Färbung annimmt. Zu erklären wären diese Erscheinungen durch eine Wirkung der Strahlen auf das sogenannte Chromatin im Eiweiß der tierischen Zelle.

### Humoristisches.

— Intimes. (Chefredakteur zum Mitarbeiter.) „Ein fulminanter Artikel, den Sie da geschrieben haben! Der ist für unsre Zeitung eigentlich zu gut. Wissen Sie was, den schicken wir an ein anständiges Blatt und teilen das Honorar.“

— Zu spät. „O mei, o mei, jetzt haut sich der dumme Bua an Daum'n ab wegn' der Militari. Dös is a Unglück, jetzt bist a Krüpp'l und zu nix'n mehr z' brauch'n.“

„Jestas ja, an dös hon i net denkt, jetzt kom i nimmer raffa a.“ — („Simplicissimus.“)

### Notizen.

— Die Berliner Studentenschaft will im Juni Waldspiele veranstalten; „Lebensreigen“, ein Drama von Peter Hille, soll den Anfang machen.

— Heyses „Maria von Magdala“ wurde bei der ersten Aufführung im Wiener Volkstheater mit Beifall aufgenommen.

— Eine neue Oper von Leo Blech „Alpenkönig und Menschenfeind“ ist von der Dresdener Hofoper zur Erstaufführung angenommen worden.

— Die Abendausstellung im Kunstgewerbemuseum hört Ende Mai auf und ruht während der Sommermonate Juni, Juli und August.

— Mit der Ausfertigung einer geologischen Karte von Preußen sind verschiedene Mitglieder der Geologischen Landesanstalt von der Regierung beauftragt worden.

— Die vom letzten geographischen Kongreß festgesetzte internationale Kommission für die Ausarbeitung eines Planes zur Kartenlegung der ozeanischen Tiefenregionen beschloß kürzlich in Wiesbaden, die Tiefenarten in Maßstab 1 : 10 000 000 und für gewisse Teile des Meeresbodens in 1 : 1 000 000 herzustellen. Künftig diesen Karten sollen noch besondere Karten über jeden der großen Ozeane hergestellt werden, auf denen die Flächengestaltung der Meere zur Darstellung kommt.

### Büchereinkauf.

— W. Elwin Diphant: „Das Leben von Catherine Booth“. Berlin. Verlag der Heilsarmee-Grundstücks-Gesellschaft.

— Leonie Meyerhof-Hilde: „Töchter der Zeit“. Roman. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. Geb. 3 M.

— Selma Lagerlöf: „Jerusalem II.“ Erzählung. München. Albert Langen.

— Paul Besson: „Ruhmlose Helden“. Drama. München. Albert Langen.

— Selma Lagerlöf: „Die Königinnen von Kungahälla“. Novellen. München. Albert Langen.

— Sven Lange: „Ein Verbrecher“. Drama. München. Albert Langen.

— J. Vlieter-Claufen: „Onkel Franz“. Roman. München. Albert Langen.

— Jakob Wassermann: „Der nie geküßte Mund“. Novellen. München. Albert Langen.

— Dr. W. Marshall: „Die Tiere der Erde.“ 2. Lieferung. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Preis der Lieferung 60 Pf.

— Frank Wedekind: „Erdegeist“ 1. Teil der dramatischen Dichtung „Lulu“. Drama. 2. Auflage. München. Albert Langen.

— Paul Grabein: „Du mein Jena.“ Roman. Berlin. Richard Bong.

— Dr. Wilhelm Feilchenfeld: „Gesundheitspflege des Auges.“ Berlin. Elwin Staudé.

— Billy Pastor: „Lebensgeschichte der Erde.“ Leipzig. Eugen Diederichs. Preis broschiert 4 M., geb. 5 M.

— N. W. Emerson: „Gesellschaft und Einsamkeit.“ Essays. Leipzig. Eugen Diederichs. Preis broschiert 3 M., geb. 4 M.